



Aus Freude am Lesen

Buch

Künstlertagebücher gehören zu den intimsten Zeugnissen, die wir kennen. Wie kaum eine andere Quelle geben sie Aufschluss über den Geist einer Epoche. Dies gilt besonders für eine Künstlerin wie Käthe Kollwitz, die aus einem starken Bedürfnis nach Diskretion alles »Private« von der Öffentlichkeit zurückhielt. Für dieses Private, allzu Persönliche gab es einen einzigen Gesprächspartner: Das Tagebuch.

Aber dieses Buch ist noch viel mehr als die Innenschau einer eindrucksvollen Persönlichkeit. Käthe Kollwitz war hellwache und engagierte Zeugin ihrer Zeit. Die 35 Lebensjahre der erhaltenen Tagebücher von 1908 bis 1943 umfassen drei deutsche Reiche und zwei Weltkriege. Wir lesen vom Zweifel und Leiden an der künstlerischen Arbeit, aber auch von den Freuden und Ängsten der Ehefrau, Mutter und Großmutter. Autobiographische Aufzeichnungen ergänzen die fehlenden Jahre.

Aus Anlass des 145. Geburtstages der Künstlerin wird dieses Buch, in dem persönliche Erlebnisse und historische Ereignisse zu einem Zeit-Dokument von einmaliger Intensität verschmelzen, wieder neu aufgelegt.

Autorin

Käthe Kollwitz, geboren 1867 in Königsberg, zählt zu den bedeutendsten deutschen Künstlern des 20. Jahrhunderts. 1912 wurde sie zum Vorstandsmitglied der »Berliner Secession« gewählt. Nach deren Spaltung wechselte sie 1913 zur »Freien Secession«, deren Vorstand sie von 1914 bis 1916 angehörte. Kurz nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges fiel ihr Sohn Peter als Freiwilliger in Belgien. Darauf fasste sie den Plan zu einem Denkmal für den gefallenen Sohn, das erst 1932 seinen Abschluss in dem Mahnmal »Die trauernden Eltern« fand. 1919 wurde sie als erste Frau unter gleichzeitiger Verleihung des Professorstitels Mitglied der »Preußischen Akademie der Künste«, in der sie von 1928 bis 1932 das Meisteratelier für Graphik leitete. Während der Weimarer Republik engagierte sie sich mit Plakaten und Flugblättern gegen die Nachkriegsnot und für den Frieden. Bereits im Februar 1933 wurde sie von den Nationalsozialisten gezwungen, die Akademie der Künste zu verlassen. 1935 erfolgte ein inoffizielles Ausstellungsverbot. Sie starb 1945 drei Wochen vor Kriegsende in Moritzburg bei Dresden.

Herausgeberin

Jutta Bohnke-Kollwitz, geboren 1923 als Tochter des ältesten Sohnes von Käthe Kollwitz, ist promovierte Germanistin und arbeitete seit 1960 am Aufbau der Kölner Bibliothek zur Geschichte des deutschen Judentums, Germania Judaica. Von 1984 bis Ende 1989 war sie Gründungsdirektorin des Käthe Kollwitz Museum Köln.

Käthe Kollwitz

Die Tagebücher

1908–1943

*Herausgegeben und mit einem
Nachwort versehen
von Jutta Bohnke-Kollwitz*

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
München Super liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Neuausgabe August 2012

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 1989 by Wolf Jobst Siedler Verlag GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Graphicteam Köln Bonn, semper smile, München

Umschlagfoto: Philipp Kester, Porträt Käthe Kollwitz

© Münchner Stadtmuseum

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74408-4

www.btb-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Einführung	7
Editionsbericht	35
Die Tagebücher September 1908 – Mai 1943	39
Anhang: Autobiographische Aufzeichnungen	715
– Kindheit und Familie: <i>Erinnerungen</i> (1923)	717
– Vom Studium in Berlin und München bis zum Villa Romana-Preis: <i>Rückblick auf frühere Zeit</i> (1941)	736
– <i>Die Jahre 1914 bis 1933 zum Umbruch</i> (1943)	745
– <i>Mein Mann Karl Kollwitz</i> (1942)	748
Anmerkungen	753
Abbildungsnachweis	930
Verzeichnis der benutzten Literatur	931
Namenregister	936
Nachwort	958

Einführung

Fing neulich an in den alten Tagebüchern zu lesen. Bis zurück vor dem Krieg. Allmählich ward mir beklommen zu Mut. Das kommt wohl daher, daß ich nur schrieb, wenn Hemmungen und Stauungen im Lebenslauf dawaren. Selten wenn alles glatt und eben war. So höchstens kurze Notizen, wenn Hans im Gleichgewicht war, aber lange Seiten, wenn er nicht im Gleichgewicht war. So nichts aufgeschrieben, wenn Karl und ich uns zusammengehörig fühlten und beglückten. Aber lange Seiten, wenn wir nicht zusammenstimmten. Gerade hierin hatt ich beim Lesen recht das Gefühl der Halbwahrheit eines Tagebuchs. Sicher, was ich schrieb hatte seinen Grund, aber nur eine Seite des Lebens, nämlich die, in der es hapert und heddert, wird festgehalten. (Tagebücher, Silvester 1925)

Die Tagebücher

»Heut Versuch gemacht, eine neue Arbeit vorzunehmen«, beginnen die Eintragungen im ersten der zehn schwarzen Wachstuchhefte, die heute im Käthe-Kollwitz-Archiv der Berliner Akademie der Künste aufbewahrt werden. Es war der 18. September 1908, die Schreiberin war einundvierzig Jahre alt, gerade aus den Sommerferien zurück, fühlte sich »ganz leer« und hatte »zu wenig Dingen Lust«. Die belebende Reisestimmung war verflogen. »Man ist nüchtern«, notiert sie, und »ich bin verstimmt, daß ich noch nichts tue.«

Die große Arbeit, der von der Verbindung für historische Kunst in Auftrag gegebene Radierzyklus »Bauernkrieg« war abgeschlossen. Er hatte ihr allgemeine Anerkennung gebracht und den Villa-Romana-Preis des Deutschen Künstlerbundes für einen mehrmonatigen Aufenthalt in Florenz. Sie stand jetzt in der ersten Reihe der jungen Künstler, ihre Entwicklung wurde von den führenden Kunstkritikern mit Aufmerksamkeit verfolgt, ihre graphischen

Blätter hatten Eingang in die Kupferstichkabinette der großen Museen gefunden. Am »Bauernkrieg« hatte sie seit 1903 – seit fünf Jahren – gearbeitet. Nun war die Frage, wie es weitergehen würde.

Diesmal ging die Verstimmung offenbar tiefer; es war mehr als die alljährlich sich einstellende Unlust beim Zurückkehren aus der klaren frischen Luft der Berge oder von der See, die sie so liebte, in das augustheiße, staubige Berlin. Eine künstlerische Krise bahnte sich an, ein Gefühl des Gelaugtheitseins, des »Verkeltseins« der eigenen Arbeit gegenüber, das wenig später zum vorübergehenden Abbruch aller graphischen Tätigkeit führen sollte.

Diesem Umbruch in der künstlerischen Arbeit korrespondiert eine gewisse Abschieds- und Abschlußstimmung im Lebensgefühl. Eine Phase des Lebens ist für Käthe Kollwitz abgeschlossen: Die Söhne, Hans und Peter, sind fast erwachsen, die Ehe leidet unter der Alltagsmonotonie, die enge Beziehung zu dem Wiener Buchhändler, Verleger und Musikagenten Hugo Heller ist, wohl von ihr, abgebrochen worden, der Gedanke an ein gemeinsames Leben mit ihm verworfen. Leben bedeutet von jetzt an nicht mehr nur Zukunft, sondern auch und immer mehr: Vergangenheit.

Hans Kollwitz meint, daß seine Mutter »die relative Selbstverständlichkeit des Lebens immer häufiger in sich bedroht fühlte.«¹ Das Klimakterium warf mit bedrohlichen Stimmungsschwankungen und merkwürdigen, sexuell bestimmten Träumen seine Schatten voraus, beklemmende Vorahnungen des beginnenden Alters schlichen sich heran – Erfahrungen und Befürchtungen, die in Verbindung mit der bisher so nicht gekannten künstlerischen Unsicherheit zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben drängten. In dieser Phase beginnt das Tagebuch.

Und doch wäre es irrig, hier einen direkten Zusammenhang zu konstruieren. Wir wissen, daß es auch in früheren Jahren Aufzeichnungen gegeben hat, mit Sicherheit aus der Kinderzeit der Söhne und von der Italienreise 1907. Sie sind verlorengegangen. Ob sie den Charakter eines regelmäßig geführten Tagebuches hatten, läßt sich freilich nicht mehr feststellen.

Auf Wunsch ihres Sohnes Hans, der ein Buch »Meine Eltern« plante, hat Käthe Kollwitz 1923 begonnen, ihre Lebenserinnerungen aufzuschreiben. Zwei Kapitel liegen ausgearbeitet vor, »Erinnerungen« (1923) und »Rückblick auf frühere Zeit« (1941)²,

an eine Fortsetzung war gedacht. Deshalb nahm sie die Aufzeichnungen mit, die ihr den Anschluß an die schon fertigen Kapitel sichern sollten, als sie Anfang August 1943 aus dem bombengefährdeten Berlin zu der jungen Bildhauerin Margret Böning nach Nordhausen flüchtete. Die bereits ausgewerteten Hefte blieben zurück. Sie sind zusammen mit zahllosen Zeichnungen und druckgraphischen Blättern beim Brand des Berliner Hauses in der Weissenburgerstraße vernichtet worden.

Daß die Tagebücher für eine spätere Veröffentlichung vorgesehen waren, läßt sich mit Sicherheit ausschließen. Nicht nur, weil sie ihrer sprachlichen und schriftlichen Ausdrucksfähigkeit mißtraute, ohne eigentliche schriftstellerische Begabung zu sein glaubte – vor allem widersprach der Gedanke einer Veröffentlichung dem tief in Käthe Kollwitz verwurzelten Bedürfnis nach Diskretion. Aus den Schilderungen ihr nahestehender Menschen geht hervor, »daß sie über Gefühle überhaupt, ja über Persönliches kaum sprach.«³ Hans Kollwitz sieht darin das Vorbild des Eltern- und Großelternhauses, »wohl seine Arbeit wichtig zu nehmen, sich selbst aber nicht«. Auch die ihr aufs engste vertraute Schwester Lise erinnert sich, man habe »über allzu Persönliches« nie gesprochen.⁴

Für das »allzu Persönliche« war das Tagebuch der Partner: für die Auseinandersetzung mit der eigenen Arbeit, für Reflexionen über das Verhältnis zu Karl und den Söhnen, für die politische und künstlerische Standortsuche. Ab 1914 auch für das Gespräch mit dem gefallenem Sohn. Die Silvestereintragungen versuchten zu bilanzieren: »War das letzte Jahr gut? Es war glimpflich«, heißt es zum Jahresende 1912. Um im Jahr darauf: »Ich und Karl? Ganz gut. Immer noch nicht wirklich gut.« Wie in ihrem eigentlichen, dem künstlerischen Metier das Selbstporträt die immer wieder aufgenommene Möglichkeit der Befragung und Überprüfung der eigenen Person bietet – eine visuelle Form des Gespräches mit sich selbst, des Fixierens der jeweiligen Befindlichkeit –, so entsprechen auch die Bilanzen zum Jahreswechsel einem tief-sitzenden Bedürfnis, mit sich selbst ins reine zu kommen.

Auch äußere Ereignisse finden im Tagebuch ihren Platz: das Leben in der Familie, die Feste, Reisen, Besuche bei den Kollegen, Ausstellungen, die Sitzungen der Secession. Dazu die künstlerischen Erlebnisse: Musik, Theater, Literatur – häufig in Form längerer Zitate, die Aufschluß geben über die jeweilige Seelenlage.

Die Regelmäßigkeit der Tagebuchnotizen und auch die Länge der Eintragungen schwanken erheblich. 1908 etwa gibt es nur drei Eintragungen im September; dann folgt eine Pause bis zum August 1909. Auch später treten immer wieder lange Unterbrechungen auf, vor allem in den Studienjahren des Sohnes Hans; die ausführliche und lebendige Korrespondenz mit ihm scheint hier in mancher Hinsicht die Funktion eines Tagebuches zu übernehmen. Am besten belegt sind die Jahre 1916 und 1918 bis 1921, Kriegs- und Revolutionsjahre also, in denen sich, parallel zu den äußeren Wirrnissen, in der politisch-ideellen Wertordnung von Käthe Kollwitz eine Neuorientierung vollzieht.

Nach 1933 werden Bemerkungen zum Zeitgeschehen auffällig knapp und kommentarlos formuliert. Dies hängt gewiß auch zusammen mit der Furcht vor Haussuchungen und Verhören durch die Organe eines Regimes, dem Käthe Kollwitz als Sozialistin und Pazifistin zutiefst verdächtig war, ist aber vor allem Ausdruck der spürbar abnehmenden Lebenskraft und wachsender Resignation. »Briefe krieg ich nur mühsam noch fertig«, schreibt sie 1935 an eine Freundin, »so wie ich auch die Eintragungen in mein Tagebuch – wenn man es so nennen soll – nicht absichtlich aufgehört habe, aber ich mache sie nicht. Es scheint so zu sein, daß einem im Alter immer mehr die Worte vergehn.«⁵

Das Tagebuch – »wenn man es so nennen soll« – ist zu einer Art Merkbuch geworden, in dem, häufig undatiert, politische Ereignisse, Reflexionen, psychologische Betrachtungen und Anekdotisches festgehalten werden, nicht mehr in der früheren Ausführlichkeit, aber ebenso ehrlich und präzise in der Wortwahl. Wie sie ihrem Sohn noch als Studenten etwas vorwurfsvoll einen sprachlichen Schnitzer verwiesen hatte: »Du schreibst vom Schnee: er knirsche und backe unter Deinen Füßen. Das tut er nie zusammen, er backt bei Tauwetter und knirscht bei Frost«⁶, so achtet noch die Siebzigjährige bei den eigenen Texten darauf, daß sie genau wiedergeben, was gemeint ist. Streichungen und Korrekturen beweisen das – Schludrigkeiten läßt sie sich nicht durchgehen. Die kräftige, klare und bildhafte Sprache läßt den genau beobachtenden Blick der bildenden Künstlerin erkennen, die bei aller analytischen Schärfe nie verurteilt, sondern nur festhält und gelten läßt.

Aus dem vorhandenen Material hatte Hans Kollwitz, der ältere Sohn, 1948 eine erste, diskrete Auswahl zusammengestellt, er-

gänzt durch Briefstellen, Erinnerungen und die bereits erwähnten Aufzeichnungen seiner Mutter über ihre Kindheit und Jugend.⁷ Der schmale, etwas zusammengestückelt wirkende Band, gedruckt auf dem holzhaltigen, schlechten Papier der ersten Nachkriegsjahre, aber mit schönen Porträtfotographien ausgestattet, bot eine erste Möglichkeit der Begegnung oder Wiederbegegnung mit einer Künstlerin, die seit 1933 vergessen schien. Und die einem hier auf eine neue, sehr persönliche Weise gegenübertrat – als Schreibende. »Wir rechnen dieses Buch zu den wenigen und wohl bleibenden Veröffentlichungen persönlicher Art, die man in diesen letzten Jahren lesen konnte«, begrüßte Theodor Heuss den Band.⁸

Dieser Ausgabe, die in leicht veränderter Form verschiedentlich nachgedruckt wurde⁹, ließ Hans Kollwitz 1968 eine umfangreichere, aber nur bedingt befriedigende zweite Auswahl folgen, die Tagebuchnotizen und Briefauszüge unter übergeordneten Begriffen kapitelweise zusammenfaßte.¹⁰ Dadurch wurden die Aussagen zwar in manchen Punkten verdichtet, der lebendige Fluß der Eintragungen und die sich daraus entwickelnde Dynamik aber zerstört.

Seit dem hundertsten Geburtstag der Künstlerin 1967, der in West und Ost mit großen, teilweise programmatischen Ausstellungen begangen wurde, läßt sich ein stetig wachsendes Kollwitz-Interesse konstatieren. Renommiertere graphische Sammlungen ergänzten ihre Bestände, Wanderausstellungen machten das Werk von Käthe Kollwitz auch in anderen Kontinenten bekannt, Retrospektiven zur klassischen Moderne, zum Expressionismus und zur engagierten Kunst griffen auf ihre Arbeiten zurück. In Köln und Berlin entstand jeweils ein eigenes Kollwitz-Museum. Parallel dazu erfolgte eine neue Bewertung ihrer Arbeiten am internationalen Kunstmarkt. Dies alles schlug sich in einer Vielzahl von Veröffentlichungen nieder.

Die Interpretation nach 1945 hat vor allem den politisch-ideologischen Gehalt aus Werk und Wesen der Käthe Kollwitz herausgelesen, ihre »Botschaft«. Dies führte zu einem bisweilen einseitigen Bild der *politischen* Künstlerin, der Kämpferin für Frieden und Gerechtigkeit, der Fürsprecherin des Proletariats. Die vollständige Publikation der Tagebücher erweitert diese Sicht; sie macht deutlich, welche Bedeutung dem persönlichen Bereich und dem engsten Kreis der Vertrauten zukommt: dem Mann, den Söhnen, der

Schwester Lise, der alten Mutter, den nahen Freunden. So wird der lebendige Mensch sichtbar, die Frau und die Künstlerin – ihre Zweifel und Ängste, aber auch ihre Sinnlichkeit und Daseinsfreude, ihr lebhaftes Interesse an Menschen und allen menschlichen Problemen.

Die zweite Lebenshälfte

Eine vom Grundgefühl her ethisch-humanistische Einstellung hatte schon das Königsberger Elternhaus geprägt. Julius Rupp, der Großvater, geistiger Mittelpunkt der Familie wie auch der von ihm gegründeten Freien evangelischen Gemeinde, hatte urchristlichen Idealen angehangen von Gemeinschaftseigentum und Abbau der gesellschaftlichen Schranken; Carl Schmidt, der Vater, verband die vom Schwiegervater übernommenen religiösen Überzeugungen mit der freiheitlich-demokratischen 1848er Tradition und trat noch als Siebzigjähriger der Sozialdemokratischen Partei bei; der Bruder Konrad, »Hinführer zum Sozialismus«, arbeitete an einer Fortführung der Marxschen Lehre und genoß freundschaftliche Förderung durch den alten Friedrich Engels. Ihnen und ihren politischen Hoffnungen hatte sich die junge Käthe verbunden gefühlt, hier lag die Basis ihrer utopisch-idealistischen Träume, aber auch die Basis ihrer sozialen Sensibilität.

Der eigentliche Anstoß zum revolutionären Appell in den frühen Graphik-Zyklen (Ein Weberaufstand; Bauernkrieg; Germinal) kam jedoch aus der Literatur; Freiligrath, Zola, Ibsen, der junge Gerhart Hauptmann waren seine geistigen Väter. Deren Gesellschaftskritik wurde hier erweitert und aktualisiert: »Not« meint bei Käthe Kollwitz nicht nur die aussichtslose Situation der schlesischen Handwerker als Folge der Erfindung des mechanischen Webstuhles, sondern beklagt die Verelendung der Arbeiterklasse ganz allgemein; »Aufruhr« und »Losbruch« erweitern den historischen Aufstand der süd- und mitteldeutschen Bauern im 16. Jahrhundert zum revolutionären Ausbruch schlechthin.

Aber erst als Frau eines Arztes in den Arbeitervierteln des Berliner Nordens, täglich konfrontiert mit den vielen ungelösten Problemen des Großstadtproletariats, traf sie die soziale Wirklichkeit des beginnenden Jahrhunderts mit voller Wucht und verlangte

ihre Stellungnahme. Nur die künstlerische Umsetzung, die immer wiederholte Darstellung der alltäglichen Tragödien um sie herum »öffnete mir ein Ventil oder eine Möglichkeit, das Leben zu ertragen.«¹¹

Politisch empfindet sie sich als Sozialistin, aber nicht im Sinne einer rational durchdachten Entscheidung oder als Mitglied einer Partei. Ihr »Politisieren«, wie sie es nennt, »kommt auf Glauben heraus.«¹² Stärker als das sozialistische Bewußtsein bestimmt das soziale *Gefühl* ihr Verhältnis zur Arbeiterklasse, die Ruppische Bruderschaftshoffnung ist ihr näher als der klassenkämpferische Aspekt, der auf gewaltsame Veränderung der gesellschaftlichen Zustände zielt. Auch die für den *Simplicissimus* 1909/1910 entworfene Serie der »Bilder vom Elend« ist mehr Klage als Anklage und bezieht ihren gesellschaftskritischen Biß vor allem aus den von der Redaktion verfaßten satirischen Unterschriften.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges findet konsequenterweise beide Kollwitzens als staatstreue Sozialdemokraten. Wenngleich sie sich dem nationalistischen Taumel, der so viele deutsche Schriftsteller und Künstler 1914 in den Strudel der vaterländischen Begeisterung hineinriß, weitgehend entziehen konnten, so fühlten sich doch auch Käthe und Karl Kollwitz in erster Linie als Deutsche, die ihr Vaterland angegriffen und gefährdet sahen. Wie die Mehrzahl der deutschen Sozialdemokraten waren sie für Bewilligung der Kriegskredite und Burgfrieden, den Vormarsch der »Unsrigen« verfolgten sie mit Spannung und Hoffnung. Den Tod des Sohnes Peter im Oktober 1914 als Freiwilliger an der Front im Westen empfanden sie als Opfer, unter Sorgen und Schmerzen, aber aus freien Stücken dargebracht. Es bedurfte eines langen und schmerzhaften Prozesses, bis Staatstreue und Vaterlandsliebe, aus Solidarität mit dem toten Sohn und seinen Freunden aufrechterhalten, von der Überzeugung verdrängt wurden, daß die Gesellschaft der Zukunft von Pazifismus und Internationalismus geprägt sein müsse. Wie so viele europäische Künstler und Intellektuelle begrüßte auch Käthe Kollwitz die Revolution in Rußland mit großen Erwartungen. Hier sah sie sie entstehen, die neue Schöpfung, Manifestation einer jungen mitreißenden Kraft, die die verknöcherten gesellschaftlichen Strukturen der Vorkriegszeit über den Haufen warf; hier würde sie verwirklicht werden, die wahrhaft menschliche Gesellschaft, den Ideen Tolstojs verpflichtet und der alten Menschheitshoffnung einer brüderlichen Welt.

Die Revolution im eigenen Land beobachtet sie hingegen mit Skepsis. »Was geworden ist, hat ein etwas anderes Gesicht bekommen, als man geträumt hat ... Das Kind ist kein Wunderkind geworden, sondern ähnelt seinen Eltern etwas sehr.«¹³ Haß und Gewalt des politischen Alltags verstören sie; sie leidet an der unbefriedigenden Realität, die weit zurückbleibt hinter dem großen Menschheitstraum von Freiheit, Fortschritt, Frieden und sozialer Gerechtigkeit – der auch ihr Traum ist. »Wäre ich jetzt jung, so wäre ich sicher Kommunistin. Es reißt auch jetzt noch mich etwas nach dieser Seite«, bekennt sie im Tagebuch (Oktober 1920). Aber sie fühlt sich alt, körperlich und seelisch erschöpft; sie sehnt sich nach einem Sozialismus, »der die Menschen *leben* läßt« (ebd).

Mit um so größerer Aufmerksamkeit verfolgt Käthe Kollwitz die Bestrebungen in der Sowjetunion, neue Formen menschlichen Zusammenlebens zu entwickeln. Gorkis Zuversicht, Lenins Beschreibung kommunistischer Samstage, die Kinderrepubliken der Bessprorny, der »Unbehausten« – das alles begeistert sie. Und mit allem, was sie einzusetzen hat, leistet sie dem an die fortschrittlichen Künstler und Intellektuellen in aller Welt gerichteten Aufruf Folge, zur Überwindung der Hungerkatastrophe im Wolgagebiet beizutragen. In Plakaten und Aufrufen, durch Künstlerspenden und Unterschriftenaktionen, als Mitarbeiterin in Hilfskomitees und Mitbegründerin deutsch-sowjetischer Gesellschaften unterstützt sie die Maßnahmen der Internationalen Arbeiterhilfe und der von ihr ins Leben gerufenen Künstlerhilfe.

Wie ansatzweise bereits vor 1914 verwendet Käthe Kollwitz auch in den zwanziger Jahren ihre Kunst bewußt als »Waffe«: gegen den Hunger und gegen den Krieg, gegen Wucher und Heimarbeiternot, gegen Alkoholmißbrauch und Leichtsinn am Arbeitsplatz, für die Freilassung der Kriegsgefangenen, für die Reform des § 218, für Sammelstellen von Muttermilch. »Ich bin einverstanden damit, daß meine Kunst *Zwecke* hat. *Ich will wirken* in dieser Zeit, in der die Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind«, wehrt sie sich gegen ihre l'art pour l'art-Kritiker. Nach einer Maxime ihres Großvaters Julius Rupp ist jede Gabe eine Aufgabe. »Viele fühlen jetzt die Verpflichtung, wirken und helfen zu wollen, aber mein Weg ist klar und einleuchtend« (November 1922).

So deutlich ihr ihre künstlerische Aufgabe ist, so unklar ist ihr der eigene politische Standort. Revolutionärin ist sie nicht mehr, das

ist ihr klar. Aber sieht sie sich noch an der Seite der Sozialdemokraten? Neigt sie nicht eigentlich der Demokratischen Partei und deren liberalen Zielen zu? Nicht einmal zum Pazifismus kann sie sich vorbehaltlos bekennen – »ewig schwanke ich herum ... Man kann ja auch von einem Künstler, der noch dazu Frau ist, nicht erwarten, daß er sich in diesen wahnsinnig komplizierten Verhältnissen zurechtfindet« (Oktober 1920).

Während die Arbeiten von Käthe Kollwitz in den frühen zwanziger Jahren noch starkes öffentliches Engagement erkennen lassen, politische oder humanitäre Appelle vermitteln, zeichnet sich in den Tagebüchern bereits der Rückzug ins Private ab: Die Ehe von Hans, die Enkel in Lichtenrade, die Schicksale der Freunde, Krankheiten, Reisen und – vor allem – das Auf und Ab der Arbeit bestimmen jetzt die Eintragungen. Allmählich tritt auch in der künstlerischen Arbeit das politische Moment zurück. Die von so vielen Seiten unablässig angemahnten Stellungnahmen, denen sich zu entziehen ihr immer schwerer fällt, lähmen ihre ohnehin schwächer werdende Produktivität. Ihre Arbeiten erscheinen ihr ungenügend; sie empfindet sich als stumpf, gleichgültig und leer. Es scheint ihr alles schon gesagt zu sein.

Die Rußlandreise 1927 reißt sie noch einmal aus ihrer Altersdepression heraus. Sie fühlt sich »wie ausgelüftet«. »Ich hatte mir vorgenommen, dieses Mal mich nicht überrumpeln zu lassen, sondern kühlen Blickes alles zu betrachten. Ich brachte es wieder nicht fertig: Rußland berauschte mich.«¹⁴

1932, nach siebzehnjähriger Arbeit, stellt sie in der Vorhalle zur Nationalgalerie die beiden trauernden Elternfiguren aus. Ein paar Wochen später ist sie dabei, als die Skulpturen auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Roggevelde ihren endgültigen Platz finden. Das Versprechen ist gehalten, das sie dem toten Sohn gegeben hatte. Die Last ist von den Schultern.

Im Januar 1933 übernehmen die Nationalsozialisten die Macht in Deutschland. Weil Käthe Kollwitz einen Aufruf zur Einigung der Linksparteien unterschrieben hat, wird sie gezwungen, aus der Preußischen Akademie der Künste auszutreten. Man entzieht ihr die Lehrerlaubnis und das Atelier, ihrem Mann die Kassenzulassung; der Sohn verliert vorübergehend seine Stelle. Dem ersten Sturm haben sich Kollwitzens durch die Flucht nach Marienbad entzogen, Mitte April kommen sie zurück nach Berlin – »mit der festen Absicht zu bleiben« (15. 2. 1933). Sie wollen sich von Hans

und seiner Familie, von der Schwester Lise, von den Freunden, den Patienten, der Arbeit nicht trennen, haben auch keine finanziellen Rücklagen, die ihnen ein Leben in der Emigration ermöglichen würden. Und sie sind beide nicht gesund. Karl Kollwitz ist siebzig Jahre. Anfangs versuchen sie anzuerkennen, was sich den neuen Zuständen an Positivem abgewinnen läßt – »und das war nicht wenig ... Im Ganzen aber konnten wir nicht mitgehen, mußten im Gegenteil durchaus ablehnen.« Am quälendsten waren ihnen beiden die Judenverfolgungen. »Es war eine der schlimmsten Sachen, die ich erlebt habe, Karl berichtete mir, was er gesehen hatte. Mitunter konnte er nicht weitersprechen.«¹⁵

Es wird allmählich sehr still um Käthe Kollwitz. Ihre Arbeiten werden aus den Museen entfernt, Kollwitz-Ausstellungen werden verboten. »Übergehen und Stillschweigen war die angewandte Methode.«¹⁶ Wenngleich ihr Name in der Münchner Ausstellung »Entartete Kunst« im Juli 1937 nicht auftaucht, so muß sie sich doch eingestehen, daß »man hier schon zu den Toten gerechnet wurde oder genauer gesagt zu den nicht mehr Lebensberechtigten.«¹⁷

Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wird im Tagebuch kommentarlos vermerkt, wie überhaupt in diesen letzten Jahren Aufzeichnungen privaten Charakters deutlich überwiegen. Die Krankheit von Karl Kollwitz, die sich vom Februar 1939 bis zu seinem Tod im Juli 1940 hinzieht, die Sorge um den Enkel Peter, der im Frühjahr 1940 zur Wehrmacht eingezogen wird, sind zentrale Themen. Nach Peters Tod im September 1942 verstummt das Tagebuch fast ganz. Aus der Zeit in Nordhausen gibt es keine Eintragungen mehr.

Sind noch Ereignisse festzuhalten – etwa der Besuch der Ärztin –, gilt es, Adressen oder Geldausgaben zu notieren, Briefe zu entwerfen, dann dient dazu ein Merkbuch im Quartformat, das der jüngste Enkel, Arne, »Für mein liebes Großmutterchen« zu Weihnachten als Kalender eingerichtet hatte. Auch in Moritzburg bei Dresden, wo die Siebenundsiebzigjährige, eingeladen vom Prinzen Ernst Heinrich von Sachsen, im August 1944 Quartier gefunden hatte, lag ein solches Merkbuch auf ihren Knien, wenn sie am Fenster des Rüdenhofs in ihrem Lehnstuhl saß und die Wolken beobachtete, den herbstlichen Wald und den See. Sie versuchte, Farben, Formen und Bewegungen der Natur festzuhalten, dem Ablauf eines Tages auf die Spur zu kommen.

Aber der körperliche Verfall beschleunigt sich. Ihre Sehkraft läßt nach, und sie leidet darunter, »daß alles wie Kraut und Rüben in meinem Kopf durcheinander geht.«¹⁸ Die schmerzhaften nächtlichen Herzanfälle setzen ihr zu, die Altersmüdigkeit verläßt sie kaum noch, die Sehnsucht nach dem Tode wächst. Gelegentlich werden noch kurze Briefe geschrieben, Postkarten – oft kaum mehr entzifferbar, weil die Augen versagen. Das Merkbuch wird nicht mehr vorgenommen. Es gibt nichts mehr, das festzuhalten noch wichtig wäre.

Karl und die Söhne

Als Käthe Schmidt sich 1884 mit ihrem Jugendfreund Karl Kollwitz verlobte, war sie siebzehn Jahre alt. Karl Kollwitz, vier Jahre älter, ein Gastwirtssohn aus dem samländischen Rudau, hatte früh seinen Vater verloren, wenige Jahre später auch die Mutter. Mit seinem Klassenkameraden Konrad Schmidt verband ihn früh die gemeinsame sozialdemokratische Überzeugung. Schmidt nahm ihn mit in sein liberal orientiertes Elternhaus und führte ihn ein in die vom Großvater Julius-Rupp gegründete Freireligiöse Gemeinde. Sowohl in der Schmidtschen Familie als auch in der religiösen Gemeinschaft fand der Junge aus dem Waisenhaus Geborgenheit und Wärme. Der brüderlich-christliche Geist, der die Gemeindemitglieder verband, bestärkte ihn in seinem Entschluß, Arzt zu werden. Nach Abschluß des Studiums in Königsberg ging er nach Berlin, und als ihm 1890 die Krankenkasse der Schneider zugesprochen wurde, konnte er an Ehe und Familie denken. 1891 heiratete er die inzwischen vierundzwanzigjährige Käthe Schmidt, die zunächst in Königsberg, später an den Künstlerinnenschulen in Berlin und München eine Ausbildung zur Malerin und Graphikerin durchlaufen hatte und die diesen Beruf auch in der Ehe ausüben gewillt war.

Karl Kollwitz war ein zutiefst humaner Mensch, als Arzt in seinem Bezirk – dem Prenzlauer Berg – verehrt und geliebt. Er war vorwiegend Kassenarzt, aber durchaus nicht »Armenarzt«, wie es in der Literatur häufig heißt, sondern Ratgeber, Gesundheitserzieher und väterlicher Freund nicht nur der Arbeiterfamilien im Hinterhaus, sondern auch des Bürgertums in der Beletage: ein Haus-

arzt im besten Sinne, seinen Patienten oft durch mehrere Generationen verbunden. Er nahm sich Zeit für seine Kranken, kannte ihre Lebenssituation und ihre Lebensgeschichte, behandelte, wo er Not sah, umsonst, ja, ließ oft noch das Geld für die Medikamente zurück. »Der Arzt kam sofort – seine Rechnung nie«¹⁹, erinnern sich ehemalige Patienten noch mehr als vierzig Jahre nach seinem Tod. Seine Sprechstunden zogen sich bis weit in den Abend, in Epidemiezeiten bis 23 Uhr, danach machte er oft noch Hausbesuche. Um die schlafenden Hausbewohner nicht zu wecken, trug er Haus- und Wohnungsschlüssel seiner Patienten in der Tasche. In den Nächten las er die wissenschaftliche Fachliteratur und arbeitete seine sozialhygienischen Vorträge aus.

Es war nicht einfach für die junge Frau Kollwitz, sich an das Diktat der »verdammten Praxis« zu gewöhnen, die das Familienleben empfindlich einschränkte. Die Klagen darüber, daß Karl völlig überarbeitet ist, nervös, immer in Eile, durchziehen das Tagebuch.

Andererseits nahm sie lebhaften Anteil an seiner Arbeit, besuchte ihn häufig in der Praxis, begleitete ihn auf Patientenbesuchen, ging auch selbst zu den Arbeiterfamilien, die er behandelte, und notierte ihre Eindrücke im Tagebuch. Aus der Sprechstunde ihres Mannes stammen die Modelle ihrer frühen Zeichnungen, er lenkte ihre Aufmerksamkeit auf das großstädtische Proletariat, das ihr für Jahre zum künstlerischen Thema wird.

Von Karls Seite war es eine Liebesheirat. Bis ins Alter blieb er seiner Frau mit Zärtlichkeit und Verehrung zugewandt und tat alles, um ihr Raum für ihre Arbeit zu schaffen. Noch nach vierunddreißigjähriger Ehe empfindet er sie als »Glück und Leitstern« seines Lebens. »Alles Beglückende und alles Gute hast Du mir gebracht.«²⁰ Auch die Schwierigkeiten und Spannungen ihrer Ehe können diese bedingungslose Zuneigung nicht erschüttern. Wie eng Karl sich der Kunst seiner Frau verbunden fühlte, läßt sich – deutlicher noch als aus den Erwähnungen im Tagebuch – aus einem Abschiedsgedicht schließen, mit dem er auf ihren Wunsch nach einem freieren, stürmischeren Leben antwortet.²¹ Da spricht er von den Hoffnungen, die er auf ihre Kunst gesetzt habe, daß er sie habe lehren wollen, ihr Talent weiterzuentwickeln und dem Fortschritt der Menschheit dienstbar zu machen.

Käthes Vorbehalte gegenüber einer so absoluten Bindung belegen die Tagebücher. Es gibt Zeiten, wo sie sich ihrem Mann ganz

nah empfindet, seine Fähigkeit zur Liebe, zur Freude erkennt, seine Wärme, seine Kraft. Dann wieder fühlt sie sich durch ihn eingeeengt, möchte frei sein, arbeiten, leben, ohne durch Ehe und Familie gebunden zu sein. »Die Ehe ist eine Arbeit«²², gesteht sie der Jugendfreundin Lene Bloch. Nach dem Tode Karls aber resümiert sie: »Interessante Männer mit einer bewegten Vergangenheit und differenzierten Gefühlen hatte ich in meinem Leben Gelegenheit genug gehabt, kennenzulernen. Aber in meinem Mann trat mir die durchsichtige Natur eines einfachen und klaren Menschen entgegen, und jenes Gefühl des Vertrauens, das nächst dem Mitleid bei den Frauen so oft den Übergang zur Liebe bildet, mag wohl das erste gewesen sein, was ich ihm gegenüber empfand, und Vertrauen blieb das Grundelement meiner Beziehung zu ihm bis zu seinem Tode.«²³

1892 und 1896 wurden die Söhne geboren: Hans und Peter. Hans war der problematischere. Lebhaft, begabt, phantasievoll als Kind, als Student voller Weltschmerz, verschlossen und gehemmt, als Erwachsener ein liebevoller Sohn, aber ein schwieriger Ehemann. Sein Charakter, seine Entwicklung, später auch seine Ehe werden im Tagebuch einsichtsvoll, aber objektiv reflektiert. Gelegentlich entwickeln sich aus diesen Überlegungen ausführliche Psychogramme.

Mit Peter hatte es die Mutter leichter. Seine Liebenswürdigkeit, seine Beweglichkeit, sein Humor gewannen ihm überall Sympathien; daß er Maler werden wollte, verband Mutter und Sohn auf noch intensivere Weise – obgleich sie seinen Talentproben eher distanziert gegenüberstand. Daß er der »Lieblingssohn« gewesen sei, ist wohl Legende. Was sie so stark zu ihm hinzog, waren Eigenschaften, die ihr selbst abgingen. Hans war ihr viel ähnlicher. »Der Junge ist mir so verwandt, daß ich es gar nicht sagen kann«, schreibt sie der Freundin Jeep.²⁴ Beiden Söhnen gegenüber empfindet sie gelegentlich eine stark sinnliche Zuneigung mit ausgesprochen erotischem Einschlag. Mit welcher Offenheit sie sich im Tagebuch darüber Rechenschaft gibt, ist frappierend. Frappierend auch, wie vorurteilsfrei und unbefangen zwischen dieser Mutter und ihren Söhnen über Sexualität gesprochen wird, über homoerotische Bindungen, über die Beziehungen zu Frauen – keine Selbstverständlichkeit im pruden wilhelminischen Deutschland.

Auch in ihrer geistigen und künstlerischen Entwicklung begleitet Käthe Kollwitz die Söhne, liest mit ihnen, geht mit ihnen in

Ausstellungen, diskutiert mit ihnen über ihre eigene Arbeit. Als sie sich zu lösen beginnen und sich eigene Bereiche erobern, in denen die Mutter ihnen nicht mehr folgen kann oder will, schmerzt sie das anfangs. Sie tröstet sich in der Erkenntnis, daß sie selbst ja noch jung genug sei zu einem ganz eigenen Leben und eigener Arbeit.

Dann kommt der Krieg. Beide Söhne melden sich sofort zur Armee, Peter Kollwitz als Freiwilliger – er ist gerade achtzehn Jahre alt. Noch keine Woche im Feld, fällt er in der Nacht zum 23. Oktober 1914 bei Dixmuiden in Flandern. Damit scheint für Käthe Kollwitz auch das eigene Leben abgebrochen. Sie kann kaum mehr arbeiten. Erst durch den Plan zu einem Ehrenmal für den toten Sohn und seine Freunde findet sie wieder zur plastischen Arbeit; siebzehn Jahre lang quält sie sich mit wechselnden Entwürfen, mit immer neuen Ansätzen, mit Zweifeln, Depressionen und seltener Zuversicht, bis die Figuren der trauernden Eltern schließlich auf dem Soldatenfriedhof aufgerichtet werden können, wo der Sohn begraben ist, im Juni 1932.

Der ältere Sohn, Hans, kommt unverseht aus dem Krieg zurück. Er wird Arzt wie sein Vater, heiratet ein schönes junges Mädchen, zieht heraus aus der Großstadt, hat Kinder. Ein kleiner Enkel Peter wächst heran – das Leben schließt die Lücken.

Die zentrale, ja existentielle Bedeutung, die ihr Mann, ihre Söhne (später auch die Enkel) für sie gehabt haben, läßt sich aus fast jeder Seite des Tagebuches herauslesen. Noch die fast sechzigjährige Käthe Kollwitz beantwortet die Frage nach den wichtigsten Dingen in ihrem Leben resümierend: »daß ich Kinder gehabt habe, daß ich einen solchen treuen Lebenskameraden gehabt habe und meine Arbeit.«²⁵

Geschwister und Freunde

Lise, die jüngere Schwester, Spielgefährtin und Vertraute der Kinderjahre, war die einzige »wirklich mir ganz nahstehende Freundin«²⁶, schreibt Käthe Kollwitz in ihrem Lebensrückblick, und Lise ergänzt: »Käthe und ich waren von vornherein ein Doppelwesen.«²⁷ Charmant, umschwärmt, künstlerisch hoch begabt, wenngleich mehr spielerisch dieser Begabung nachgehend, Dilettantin

im besten Sinne, hatte Lise 1893 einen jungen jüdischen Ingenieur aus Königsberg geheiratet, der es binnen kurzem zu einer leitenden Stellung bei der AEG brachte. Sie lebte mit ihm und den vier Töchtern in Berlin, in engem Kontakt mit der Familie der älteren Schwester. Sterns, das waren die »liebsten Freunde« (Silvester 1918), mit ihnen wurde gewandert, Schlittschuh gelaufen, gesungen, Theater gespielt, diskutiert. Kein Fest, das nicht gemeinsam begangen wurde, kein Buch, das man sich nicht zum Lesen weitergab, keine Freundschaft, die man nicht teilte. »Lise und ich gehörten unbedingt zusammen.«²⁸ Noch die fünfundsiebzigjährige Käthe schreibt der Schwester: »Unsere Traurigkeiten, unsere Wünsche und unsere Hoffnungen sind uns gemeinsam. Deine sind meine und meine sind Deine.«²⁹ Diese Einheit wurde auf glücklichste ergänzt durch Karl Kollwitz und Georg Stern, durch die beiden Kollwitz-Söhne und die vier Stern-Töchter: Regula, Hanna, Katrine (Katta) und Maria.

Das Verhältnis zum Bruder Konrad hatte sich nicht so glücklich entwickelt. »Auch sah ich von jeher zu ihm auf und wünschte, er möchte mich achten«³⁰, erinnerte sich die Schwester später an die Kinderjahre und die Studienzeit in Berlin, als Konrad ihr die Wege wies zur demokratischen Tradition der 1848er. Durch ihn und seinen Freundeskreis gewann sie Zugang zum literarischen Naturalismus. Aber obgleich man in engem Kontakt miteinander blieb, in den gleichen sozialdemokratischen Kreisen verkehrte, die gleichen Verbindungen zu den alten Königsberger Jugendfreunden pflegte, sind Anklänge von Enttäuschung, Mitleid und zunehmender Irritation im Tagebuch nicht zu überhören. Das mag zusammenhängen mit den unerfüllten Hoffnungen der Familie auf Konrads glänzenden wissenschaftlichen Weg: der »fixe, lebendige und phantasievolle Junge«³¹, der brillante Student der Nationalökonomie, der marxistische Theoretiker, eine Hoffnung der Sozialdemokratie, hatte es zwar zum Mitarbeiter so angesehener Zeitungen wie der »Vossischen« und des sozialdemokratischen »Vorwärts« gebracht, auch zum Dozenten der Berliner Arbeiterbildungsschule und zum Vorsitzenden der Freien Volksbühne, aber eben nicht zu wissenschaftlichem Ruhm. Vor allem irritierte er jedoch durch seine Unbeholfenheit in allen praktischen Dingen, seine komisch-peinliche Zerstreutheit, seine Langsamkeit und eine früh einsetzende sklerotisch bedingte Vergreisung. So jedenfalls scheint es seine Schwester Käthe empfunden zu haben, die

Senilitätserscheinungen innerhalb der Familie gegenüber eine besondere Empfindlichkeit entwickelte, weil sie ein möglicherweise auch ihr drohendes familiäres Schicksal dahinter argwöhnte.

Auch mit Konrads Ehe war die sonst so liberale und sozial aufgeschlossene Familie nicht einverstanden. Anna Schmidt war Haushälterin gewesen, sie war tüchtig, gutherzig, mütterlich – aber ein Fremdkörper in diesem vielseitig interessierten intellektuellen Kreis. Man fand keinen gemeinsamen Ton und stand sich reserviert, wenn nicht ablehnend gegenüber. 1925, nach Annas Tod, zog der früh gealterte Bruder bei Schwester und Schwager in der Weißenburgerstraße ein. Aber die einstige Vertrautheit ließ sich nicht wieder herstellen.

Distanzierter noch war die Beziehung zu der ältesten Schwester, Julie Hofferichter. Sie lebte, früh verwitwet, mit ihren beiden Kindern Konrad und Paula ebenfalls in Berlin, in eher bescheidenen Verhältnissen und völlig außerhalb des Zirkels der geistig und künstlerisch so viel lebendigeren Geschwister. Man traf sich auf den Geburtstagen der alten Mutter Schmidt, später bei Julies Tochter Paula. Bei den großen Kollwitzfesten aber wird Julie nie erwähnt. »Die arme Julie«, heißt sie im Tagebuch, später auch »die liebe Julie« – aber da ist sie schon sehr krank, und Karl Kollwitz als Arzt weiß, daß es hoffnungslos ist.

Im Zentrum des ausgedehnten Familienkreises steht die alte Mutter, freundlich, gütig, würdevoll, schon etwas ferngerückt – später ganz verwirrt –, aber geliebt und verehrt von allen Kindern und Enkeln. Im Tagebuch sind ihr lange, liebevolle, manchmal etwas irritierte Passagen gewidmet. Seit dem Tode ihres Mannes, 1898, lebt sie in Berlin bei ihren Töchtern, zunächst im Hause Stern, von 1919 an in der Weißenburgerstraße. Mit ihren in Königsberg lebenden Geschwistern stellt sie die Verbindung her zum Großelternhaus und zur Freireligiösen Gemeinde. Von der zentralen Bedeutung Julius Rupps ist auf sie als älteste Tochter manches übergegangen; das wird auch von dem Königsberger Zweig der Familie anerkannt.

Die Diaspora- und Außenseiterposition der Freien Gemeinde mag mit dazu beigetragen haben, daß der enge Zusammenhang unter den Rupp-Nachkommen erhalten bleibt, auch nachdem viele von ihnen Königsberg längst verlassen haben. Man besucht sich, man korrespondiert. Im Tagebuch lassen sich die Schicksale der alten und der jüngeren Verwandten deutlich verfolgen, ihre

Probleme, ihre Krankheiten, ihr Tod – nicht selten von eigener Hand. Zwei der Cousinen und ein Onkel nehmen sich das Leben.

Gesellschaftlichen Umgang im eigentlichen Sinn kannte man in der Familie Kollwitz kaum. Lise Stern meint, das habe an der »unüberwindlichen Talentlosigkeit« ihrer Schwester für solche Dinge gelegen, Hans Kollwitz schreibt es der beruflichen Überlastung seines Vaters zu und den so weit auseinanderliegenden Arbeitsbereichen seiner Eltern – beides kam wohl zusammen. Denkbar scheint auch, daß die durch die Freie Gemeinde bestimmte sektenartige Abgeschlossenheit des Königsberger Lebens prägend wirkte. Es fällt jedenfalls auf, daß der vertrauteste Freundeskreis der Familien Kollwitz, Schmidt und Stern sich aus Königsberger Jugendbeziehungen zusammensetzte. Die Freundschaft mit Georg Paga, Louis Sell, mit Bayers und anderen geht in eine Zeit zurück, als alle noch Schüler und Mitarbeiter Theobald Rupp in der Gemeinde waren, und auch für sie mag gelten, was Karl Kollwitz in seiner Grußbotschaft zum 90. Jahrestag der Gemeindegründung so formuliert hat: »Früh von Königsberg fortgekommen, anderen geistigen Strömungen verbunden, empfinden wir jetzt in unserem Alter stärker als in den Jahren des eigentlichen Lebenskampfes den inneren Zusammenhang mit der Gemeinde und sind voll Dank dafür, daß wir unsere Jugend in dem Kreise jener Persönlichkeiten verleben durften ... Das geistige Gut, daß wir damals, als unsere Wege ins Leben sich abzweigten von der Gemeinde, mitbekamen, ist uns mehr oder minder bewußt gewesen. Vorhanden war es immer. Und jetzt im Alter erkennen wir deutlicher und bejahen bestimmter den Ideengehalt der von Rupp gegründeten Freien evangelischen Gemeinde.«³²

Neben den Verwandten und den alten Königsberger Freunden sind es die Studienkolleginnen der jungen Käthe aus den Berliner und Münchner Ausbildungsjahren, die uns im Tagebuch begegnen: die schöne Maria Slavona-Ackermann, die kranke Linda Kögel, Anna Plehn und ihre Schwester Rose, Gutsherrin auf Lubochin in Posen, die Schweizerin Rosa Pfaeffinger, Mutter des im Kollwitzschen Hause mitaufwachsenden Georg Gretor.

An erster Stelle aber steht Emma Jeep. Obwohl sie verheiratet ist – mit dem Schriftsteller Arthur Bonus –, wird sie weiterhin »Jeep« genannt. 1948 hat diese warmherzige, spontane, künstlerische Frau voller Bewunderung und Liebe über ihre Freundschaft mit Käthe Kollwitz Zeugnis abgelegt.³³ Die Bonus-Kinder Heinz

und Helga gehörten zu den Jugendlichen, die monatelang, manchmal ein Jahr und länger im Kollwitzschen Hause unterkamen, etwa wenn sie zur Ausbildung in Berlin waren oder wenn sie zu Hause Schwierigkeiten hatten. Die nicht sehr geräumige Kollwitz-Wohnung stand allen offen, solange es noch ein freies Bett gab, notfalls auch in den Nebenräumen der Praxis. Darüber wurde Buch geführt.

Merkwürdig wenig erfährt man aus dem Tagebuch über die Künstlerkollegen in Secession und Akademie. Offenbar blieb das Verhältnis zu ihnen distanziert. Man traf sich in Kommissionen und bei Sitzungen, man schätzte sich, ließ den anderen gelten, bewunderte ihn auch bisweilen, aber es entstanden keine Freundschaften. Selbst mit Ernst Barlach nicht. Einzig über den Bildhauer August Gaul notiert Käthe Kollwitz im Tagebuch, sie habe ihn »sehr, sehr gern gehabt«, von allen Künstlern sei nur er ihr lieb gewesen wie ein Freund (23. 10. 1921).

Aber so wie ihr die abgearbeiteten Arbeiterinnen lieber waren als wohlproportionierte Berufsmodelle, so wie sie die übermüdeten, zerquälten Proletarier-Köpfe reizvoller fand als hübsche und glatte Gesichter, so interessierten Käthe Kollwitz auch in ihren Tagebüchern weniger die Glücklichen und Erfolgreichen als vielmehr die komplizierten Naturen, die Problematischen, Gefährdeten: Kathrine Laessig, Annie Karbe, die Cousinen Gertrud Goesch und Else Rautenberg, die Kollegin Änny Löwenstein – die Reihe ist lang. Wie Paradiesvögel tauchen gelegentlich die jungen, welt-erfahrenen, in Leben und Liebe abenteuernden Frauen auf, denen noch die ältere Käthe Kollwitz mit jugendlicher, wohl auch erotisch gefärbter Schwärmerei zugetan ist: Grete Wiesenthal, Constance Harding-Krayl (genannt »Stan«).

Für eine Reihe von Jahren tritt eine Gruppe sehr junger Menschen nach vorn, Freunde des gefallenen Sohnes. Sind sie zunächst wichtig als die ihm Verbundenen, mit denen sie als Mutter das Gefühl gemeinsamen Verlustes teilt, in der fast mystischen Erwartung, ihm in ihnen zu begegnen, so verselbständigt und intensiviert sich die Beziehung sehr bald. Als jedoch die emotionale Nähe bedrohlich für sie wird, zieht sich Käthe Kollwitz zurück: »Mutter sein kann ich doch niemand als meinen Eigenen« (22. 8. 1916).

Weißburgerstraße 25

»... daß man 52 Jahre in Berlin in einem Haus wohnt, das einem nicht gehörte, das auch gar nicht besonders schön war, das ist wohl eine Seltenheit. Es war kein besonderes Haus, nur daß es ein Eckhaus war, und daß es gegenüber dem Wörther Platz mit seinen allmählich ganz ansehnlich gewordenen Anlagen und Bäumen und Büschen lag, ein Mietshaus, wie tausende in den nördlichen und östlichen Stadtteilen von Berlin«³⁴, erinnert sich Hans Kollwitz 1949. In dieses Haus waren Karl und Käthe Kollwitz nach ihrer Heirat 1891 eingezogen; von der Vierzimmerwohnung im zweiten Stock wurden zwei Räume für die Arztpraxis abgezweigt. Im ersten Stock bewohnte Karls Schwester Lisbeth Kollwitz, eine Lehrerin, ein Zimmer, das an den Schultagen vormittags Käthe als Atelier diente. Später bezog die Familie eine Wohnung im dritten Stock, das Atelier wurde in die bisherige Wohnstube in der zweiten Etage verlegt; man erreichte es über den engen Flur, auf dem sich, da das Wartezimmer gewöhnlich überfüllt war, die wartenden Patienten drängten. Alle frühen Arbeiten von Käthe Kollwitz sind hier entstanden; erst 1912 fand sie im Ateliergebäude in Siegmundshof einen Raum, wo sie plastisch arbeiten konnte. Mit der Graphik blieb sie weiterhin im Atelier in der Weißburgerstraße, das sie erst 1919, als ihr als Mitglied der Preußischen Akademie der Künste ein Atelier in der Hochschule zugesprochen wurde, endgültig aufgab. Im zweiten Stock der Weißburgerstraße installierte Karl Kollwitz dann seine medizinischen Apparate; dort konnten auch Logiergäste untergebracht werden, wenn alle übrigen Schlafgelegenheiten besetzt waren. Solange Hans Kollwitz im Elternhaus wohnte, hatte er im vierten Stock ein separates Zimmer.

Im Eckzimmer, von dessen Balkon aus man die Weißburgerstraße und den Wörther Platz überblicken konnte, schlief Peter. Nach seinem Tod wurde dies ein Kult- und Sakralraum: sein Bett, sein Schrank mit der Steinsammlung, sein Schreibtisch – alles blieb über Jahre unberührt, unverändert. In diesem Zimmer, das so deutlich seine Spuren trägt, fühlt Käthe Kollwitz sich dem Toten nahe. Hier nimmt sie Abschied von Hans, wenn er wieder ins Feld muß, hierhin führt sie Peters alte Freunde. »Bevor er ging, war er bei Peter drüben«, notiert sie im August 1915 nach einem Besuch von Erich Krems. »Wie er aus seiner Stube kam, glänzte

sein Gesicht voll freudiger Liebe.« Erst 1919, als die alte Mutter Schmidt mit in die Kollwitzsche Wohnung zieht, wird der Raum »säkularisiert« – zögernd und unter Schmerzen.

Zentrum der Wohnung ist das große Wohnzimmer mit dem grünen Rippsofa hinter dem ovalen Tisch, dem breiten dunklen Bücherregal, dem bis zur Decke reichenden Kachelofen, dem Vermeer-Mädchenkopf an der Wand. »Das Fundament der Familie Kollwitz«, nennt es Lise Stern, »so unverändert wie etwa ein frommer Ort mit seinen religiösen Symbolen.«³⁵ Dort nahm man gemeinsam die Mahlzeiten ein, dorthin kamen die vielen Menschen, die Rat und Hilfe suchten, dort wurden die Feste gefeiert. Auch die Theateraufführungen der Söhne fanden in diesem Zimmer statt. Als 1938 das letzte Atelier in der Klosterstraße aufgegeben werden mußte, wurde hier die Künstlerwerkstatt eingerichtet; die Tonmodelle und Gipse standen auf hohen Podesten, mit feuchten Tüchern vor dem Austrocknen geschützt.

1939 gab Karl Kollwitz die Kassenpraxis auf. Er war schwer krank gewesen, erholte sich nur sehr langsam, aber »wollte und wollte es nicht glauben, daß er nicht mehr praktizieren könnte ... In der untern Wohnung, wo fast 50 Jahre hindurch sein Name stand, seine Patienten aus- und eingingen, wohnt nun ein fremder Arzt, ein junger Mensch, der mit demselben Eifer wie er selbst damals beginnt.«³⁶

Das Haus wurde bei dem schweren amerikanischen Luftangriff vom 23. November 1943 zerstört – nur die Mauern standen noch, der Balkon hing kläglich im Leeren; der Rest waren rauchende Trümmer. Die Bewohner waren rechtzeitig geflüchtet. »Ja – es hat mich zuerst hart getroffen«, schrieb Käthe Kollwitz aus Nordhausen an den Sohn in Berlin. »Es war ja meine Heimat seit über 50 Jahren. Aus diesen Stuben sind fünf Menschen, so geliebte Menschen für immer fortgegangen. Erinnerungen füllten alle Räume.«³⁷ Es sind die Toten, denen sie nachtrauert; die Erinnerungen – nicht der materielle Besitz. Besitz hatte in der Familie Kollwitz keinen großen Stellenwert.

Das Kollwitzsche Haus war bescheiden ausgestattet und wurde sparsam geführt – altes preußisch-protestantisches Erbe von der Ruppschen Familienseite her. Es gab keinen Überfluß und keine Extravaganzen, aber man führte ein bequemes und gesichertes Leben mit Hausangestellten, mit Reisen und gutem und reichlichem Essen. Mit Theaterbesuchen und neuen Büchern wurde nicht ge-

geizt, und daß der Sohn an einer auswärtigen Universität studieren konnte, verstand sich von selbst. Die Hemdkragen allerdings wurden gewendet, die Söhne fuhren 4. Klasse, man wanderte mit dem Rucksack und kehrte in einfachen Pensionen ein, und als sich Hans bei der morgendlichen Heimkehr von einem Ball eine Droschke nimmt, stößt das auf Bedenken. Es war der Lebensstil einer bildungsbürgerlichen Familie zu Beginn des Jahrhunderts – kein Zug von Bohème.

Bedrückend war es für Käthe Kollwitz, daß auch in den Jahren, in denen sie relativ gut verdiente, ihre Einnahmen nie ausreichten, um Karl die Aufgabe der Kassenpraxis zu ermöglichen. Während Max Liebermann 1912 ein in Öl gemaltes Selbstbildnis für 12 000,- M anbot, für seinen »Korso auf dem Monte Pincio« sogar 30 000,- M ansetzte, ein Slevogt-Selbstporträt 10 000,- M kostete und selbst der achtundzwanzigjährige Max Beckmann seine »Gesellschaft« mit 4 500,- M auszeichnete, bekam Käthe Kollwitz 1911 nicht mehr als 30,- M für einen guten signierten Druck.³⁸ Ihre gesamten Einnahmen im Jahre 1913 beliefen sich auf 3 407,- M. Dabei hatte sie als graphische Künstlerin vor allem durch ihre Radierungen längst Rang und Namen; ein Werkverzeichnis lag vor, ihre Blätter wurden von Museen und privaten Sammlern gekauft. Aber auch wenn sie – wie bei der Sonderausstellung der Galerie Cassirer zu ihrem 50. Geburtstag – »viel Geld« verdient, scheint es *viel* nur nach ihren bescheidenen Maßstäben gewesen zu sein.

So war sie auf Auftragsarbeiten angewiesen: auf Bucheinbände, Flugblätter, Plakate – deren moralischen Wert und deren appellative Wirkung es nicht mindert, wenn man weiß, daß sie honoriert wurden. Erst 1928, mit der Anstellung als Vorsteherin eines Meisterateliers für Graphik und der damit verbundenen Aufnahme in den Senat der Preußischen Akademie der Künste verbesserte sich Käthe Kollwitz' finanzielle Situation – inklusive aller Zuschläge und Zuschüsse wurde ihr Gehalt auf monatlich 812,84 RM festgesetzt.³⁹

Problematisch wurde die Lage nach 1933. Da man Karl Kollwitz vorübergehend die Zulassung als Kassenarzt entzog, gingen die Einnahmen aus der Praxis rapide zurück, gleichzeitig stockte der Verkauf von Kollwitz-Blättern fast ganz. Museen war der Ankauf untersagt, und die großen privaten Kollwitz-Sammler waren vor allem Juden, sie hatten sich diesem Werk von Anfang an ver-

bunden gefühlt, nun hatten sie andere, dringendere Sorgen. Für Karl Kollwitz, der seit Jahrzehnten daran gewöhnt war, die Mittel für das gemeinsame Leben aufzubringen, war die finanzielle Unsicherheit schwer zu ertragen. »Meinen Mann würde die Vorstellung, daß wir länger leben als unser Geldchen, dauernd quälen«, klagte Käthe Kollwitz der Freundin Jeep. »Auch wäre die daraus gegebene Einschränkung, daß man jeden Groschen besehen muß und das Weggeben an andere radikal unterbleiben muß, ihm sehr schwer.«⁴⁰ Sie selbst sah die Dinge gelassener: »Ich glaube nicht daran, daß wir mit dem Geld nicht auskommen ... ich glaube sicher, daß es so lange langan wird wie wir langan.«⁴¹

Aber man mußte sich einschränken im täglichen Leben. Daß sie persönlich Not leide und in dürftigen Räumen hause, wie es ein sowjetischer Journalist in einem *Iswestija*-Artikel 1936 behauptet hatte, wies Käthe Kollwitz empört zurück. Aber daß kein Geld da war, um die große Plastik einer Mutter mit zwei Kindern im Arm, an der sie seit 1922 gearbeitet hatte, in Stein aushauen zu lassen, das traf sie hart. Sie hatte gehofft, diese letzte große bildhauerische Arbeit noch öffentlich zeigen zu können als Beweis dafür, daß sie trotz Diskriminierung und Behinderung durch die staatliche Kunstaufsicht weiterarbeitete. Von dieser Arbeit aus sollte sich im Rückblick ihr gesamtes plastisches Werk neu erschließen. Der großzügigen Hilfe ihres noblen Kollegen Leo von König verdankte sie es, daß sie schließlich einen Bildhauer mit der Arbeit beauftragen konnte. Ausstellen aber durfte sie die Gruppe nicht. »So sieht Gott sei Dank eine deutsche Mutter nicht aus!« hatte der *Völkische Beobachter* schon 1933 bei der Neuordnung der Nationalgalerie über die Kollwitzschen Frauengestalten geschrieben.

Bild und Erinnerung

Die kleine Käthe Schmidt kennen wir von einer Photographie, auf der sie etwas schwermütig in die Kamera sieht: ein dunkles, zartes, ernstes Kind, dem man die nächtlichen Angstträume und die langanhaltenden Verstimmungen, von denen in den Erinnerungen die Rede ist, anzusehen meint. Auf den späteren Familienphotos, die im Abstand weniger Jahre entstanden, überlagert der konventionelle Typus das Individuelle: die Schwestern Julie und Lise sehen der jungen Käthe zum Verwechseln ähnlich. Erst in den

Selbstporträts der Zwanzigjährigen entwickelt sich Individualität: Klarheit, Offenheit, Großzügigkeit, auch Eigensinn, jedenfalls Selbstbewußtsein. Diese junge Frau weiß, was sie will. Sie sieht sich ehrlich, ungeschönt, unvoreingenommen. Selbstverliebtheit ist ihre Sache nicht. Ein ganzes Stück Weges trennt sie von der schüchternen Königsberger Bürgerstochter, die errötete, wenn sie durch den Ballsaal mit den vielen jungen Männern gehen mußte, weil sie sich unansehnlich und häßlich fand – benachteiligt gegenüber der jüngeren Schwester Lise, die so hübsch und beweglich und lebenslustig war.⁴² Die Vierzigjährige, wie wir sie zu Beginn der Tagebucheintragungen vor uns haben, weiß, wer sie ist. Ihr Auftreten, ihre Kleidung, ihre Frisur, das alles ist von äußerster Schlichtheit, aber keineswegs konventionell. Sie ist sportlich, was für ihre Generation nicht die Regel ist, sie wandert, rodelt, ist eine begeisterte Schlittschuhläuferin und liebt das Bergsteigen. Sie ist zierlich und wirkt nach wie vor brünett, obgleich die Haare, von jeher fein und dünn, bereits seit längerem schon weiß sind. Die Augen unter den schweren Lidern sind groß, noch immer etwas schwermütig, von warmem Braun. Der Mund ist breit. Beim Sprechen mit ihrer kehligen Altstimme stößt sie mit der Zunge an – manche Zeitzeugen gehen so weit, das als Sprachfehler zu bezeichnen. Sie spricht wenig und sagt nur das, was sie wirklich empfindet.

Hingegen ist sie eine gute Zuhörerin. Ihr Zuhören weckt Vertrauen, es ist ohne Herablassung, ohne Besserwisserei und gute Ratschläge. »Würdigung der Lage war da, mochte sie noch so heikel sein, und volles Miterleben«, resümiert die Freundin Jeep⁴³, und Lise Stern bestätigt: »Die Käthe konnte ja so wunderschön zuhören. Schon das Zuhören tat wohl.«⁴⁴ Dabei hat sie die Augen ernst und aufmerksam auf den Sprechenden gerichtet. So hat sie Leo von König 1941 porträtiert.

Als junge Frau war sie berühmt gewesen »wegen ihres Lachens mit dem großen Mund und den gesunden Zähnen ... ihrer Fröhlichkeit bei Festen und ihrem Talent, sich herrlich zu verkleiden«⁴⁵, erzählt Lise Stern, und sie ist nicht die einzige, die diese unerwartete Seite im Persönlichkeitsbild ihrer Schwester Käthe herausstellt. Die von Hans Kollwitz 1966 edierten »Briefe der Freundschaft« enthalten eine ganze Reihe von Zeugnissen dieser Lebenslust: wie sie auf Kostümbällen in den grotesksten Verkleidungen auftritt, als leidenschaftliche Tänzerin, als bacchantische

Interpretin sentimentaler Volks- und Studentenlieder. Auch bei den großen Familienfesten steht sie als belebendes und beschwingendes Element im Mittelpunkt, sie und Karl die Fröhlichsten von allen. Manches von diesem elementaren Lebensgefühl klingt auch im Tagebuch an, weniger spontan vielleicht als retrospektiv: »Wie war mein Leben stark in Leidenschaft, in Lebenskraft, in Schmerz und Freude«, erinnert sich die Fünfundsechzigjährige (1.7.1918). »Damals kämpfte ich wirklich in der Sonne, »ein Sohn der Erde.«

Die Erlebensintensität der zweiten Lebenshälfte überwältigt nicht mehr, ist gebrochener, verschatteter. Aber Daseinsglück empfindet auch die Älterwerdende – Natur und Reisen haben ihren alten Zauber behalten, schöne junge Menschen entzücken ihre Maleraugen nach wie vor, die Lichtenrader Kapitel zeigen eine erfüllte und beglückte Großmutter. Und wenn auch die Pausen zwischen den produktiven Phasen immer länger werden, so kennt doch noch die Fünfundsechzigjährige das »Glücksgefühl, das sich mit keinem andern vergleichen läßt, *der Arbeit, der man gewachsen ist*« (Ostern 1932).

Die Wirkung ihrer Persönlichkeit gerade auch in den späteren Lebensjahren ist stark. »Niemals habe ich einen Menschen gekannt, der, ohne selbst ein Wort zu sprechen, durch seine bloße Gegenwart einen solchen Eindruck machte«⁴⁶, wunderte sich der Maler Werner Held 1947, und der Teilnehmer eines Vortrags vor der Liga für Völkerbund in Berlin erinnerte sich noch nach dreißig Jahren: »Obwohl sie in ihrer schlichten Art sich ganz still auf ihren Platz in der Mitte des Saales setzte, war sie in einer sehr merkwürdigen Weise in ganz kurzer Zeit der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, die sich in fast magischem Kreise um sie herum grupperte. Der Vortragende mußte ein ganz gleiches Gefühl von dieser Situation haben, denn ich hörte hinterher von ihm, daß er seine Ausführungen eigentlich nur an sie gerichtet habe und ihm außer Käthe Kollwitz von der ganzen Versammlung ... kaum einer wesentlich gewesen wäre.«⁴⁷

Äußerungen dieser Art gibt es zahlreiche; es sei ihnen hier eine weitere, sehr persönliche hinzugefügt.

Ich habe meine Großmutter Käthe Kollwitz noch gut gekannt. Anfangs aus der Enkelkinderperspektive, von den Sonntagnachmittagen in Lichtenrade mit Bocciaspiel im Wald und »Verwechsel das Bäumelein«, auch von den Gratulationstagen in der Weibenburgerstraße. Schon im Treppenhaus der etwas muffige,

unverwechselbare Geruch eines alten Berliner Mietshauses, für uns Kinder von leicht exotischem Reiz. Im dritten Stock das ovale weiße Türschild, Fräulein Lina in blütenweißer Schürze, zeitlos, milde und besorgt. Die dunklen, stillen Räume immer etwas einschüchternd. Dann die Großmutter aus einer Tür tretend, lachend und mit ausgestreckten Händen. Wir liebten sie. Wie auch der Großvater gehörte sie untrennbar zu unserem Kinderleben, ihre Herzlichkeit und Anteilnahme, ihre Fröhlichkeit über ernstem Unterton, ihr Eingehen auf unsere Probleme, ihr Zuhören. Aber auch ihre uns immer etwas peinlichen melancholischen Stimmungen gehörten dazu, Weihnachten etwa, der Kuß auf die altersweiße tränennasse Wange, nachdem einer von uns – wir pflegten zu losen – ihre Lieblingsverse aufgesagt hatte, Conrad Ferdinand Meyers »Friede, Friede auf der Erde«.

In späteren Jahren sah ich sie seltener, ich war für Jahre wenig in Berlin. Kam ich in den Ferien nach Hause, galt immer der erste Besuch der Weißenburgerstraße. Manchmal öffnete sie selbst die Wohnungstür, so klein geworden, so gebeugt, so zerbrechlich, mit einem Stock, um sich abzustützen, nachdem sie in der Dunkelheit gefallen war und sich den Arm gebrochen hatte. Aber von unaufdringlicher, hoheitsvoller Würde. »Eine Königin im Exil«, schrieb ich meinerseits in mein Tagebuch. Sobald sie in ihrem Sessel saß, verlor sich dieser Eindruck wieder. Sie war dann, im Gespräch, wie immer: ganz Aufmerksamkeit und Zuwendung, mit diesen unvergeßlich warmen, braunen, etwas verschleierten Augen.

Und schließlich das letzte halbe Jahr in Moritzburg, wo ich sie betreute. Ich war vom studentischen Kriegseinsatz freigestellt worden zu ihrer Pflege, freute mich so sehr auf das Zusammensein mit ihr und fand es dann doch bald fast unerträglich schwer: die so Verehrte und Bewunderte so hinfällig zu sehen, so langsam, vergeßlich, hilflos – alt. Auch die täglichen, langen Gespräche über Tod und Sterben waren nicht das, was ich mir wünschte – ich war einundzwanzig Jahre und wollte *leben*. Aber dann einigten wir uns darauf, daß ich ihr jeden Abend aus Goethes »Dichtung und Wahrheit« vorlas, und das half uns beiden. Meine Anspannung und Irritation ließen nach, sie spürte das und war dankbar. Wir führten lange Gespräche über die Welt und den Krieg und das Leben, und wenn sie ihren Vertrauten Goethe zitierte, der zu Ottilie sagte: »Komm, laß uns vom Sterben sprechen«, nahm ich das mit Gelassenheit.

Im April 1945 starb sie. Auf der Seite liegend, die Hände vor sich übereinandergelegt – eine kleine alte Frau, umgeben von einer Fülle der schönsten weißen und roten Magnolien, so lag sie aufgebahrt in der Moritzburger Friedhofskapelle.

Ich war entschlossen, ihre Biographie zu schreiben. Schon ein Jahr später, 1946, bezeichnete ich es in einem Antrag auf Wiederzulassung zum Studium als meinen »Haupt-Lebensplan«, »aus persönlicher Verehrung und Liebe sowohl wie auch aus objektiver künstlerischer Wertung heraus dieser selten großen Frau gerecht zu werden«.

Es ist nicht dazu gekommen. Erst jetzt, mehr als vierzig Jahre später, kann ich ein Kollwitz-Buch vorlegen – keine Biographie, sondern eine Edition, auch dies ein Lebensbericht, aber nicht mit *meinen* Worten geschrieben, sondern mit *ihren*. Es ist nicht das, was ich mir vorgenommen hatte – und ist es doch und ist sehr viel mehr. Denn nirgends, auch nicht in ihren Arbeiten, ist Käthe Kollwitz mehr sie selbst, nirgends tritt sie uns lebendiger entgegen als in diesen Aufzeichnungen.

Köln, im Oktober 1988

Jutta Bohnke

Anmerkungen zur Einführung

- 1 Käthe Kollwitz, »Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken«. Ein Leben in Selbstzeugnissen. Hrsg. v. H. Kollwitz. Hannover, Fackelträger 1968 (Lizenzausgabe: Wiesbaden 1979, 71983), S. 5.
- 2 s. Autobiographischer Anhang.
- 3 Käthe Kollwitz, Tagebuchblätter und Briefe. Hrsg. v. H. Kollwitz. Berlin 1948, 21949, S. 8.
- 4 Käthe Kollwitz, Briefe der Freundschaft und Begegnungen. Mit einem Anhang aus dem Tagebuch v. H. Kollwitz u. Berichten über Käthe Kollwitz. München 1966, S. 145.
- 5 Ebd., S. 100.
- 6 Käthe Kollwitz, Briefe an den Sohn, 1904–1945. Berlin 1992, S. 41f.
- 7 Tagebuchblätter und Briefe, s. Anm. 3.
- 8 Briefe der Freundschaft, S. 7.
- 9 Vgl. Editionsbericht, S. 35.
- 10 »Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken«, s. Anm. 1.
- 11 Rückblick auf frühere Zeit, s. Autobiographischer Anhang, S. 736.
- 12 Käthe Kollwitz an Hans Kollwitz, Brief vom 14.4.1916, unveröffentlicht (Käthe-Kollwitz-Archiv [der] Akademie der Künste [in] Berlin).
- 13 Beate Bonus-Jeep, Sechzig Jahre Freundschaft mit Käthe Kollwitz. Boppard 1948, S. 162.
- 14 Die Jahre 1914 bis zum Umbruch, s. Autobiographischer Anhang, S. 747.
- 15 Ebd., S. 747.
- 16 Briefe der Freundschaft, S. 35f.
- 17 Ebd., S. 35.
- 18 Käthe Kollwitz an Lise Stern, Brief vom 1.2.1945, in: Tagebuchblätter und Briefe, S. 171.
- 19 Christiane Knop, Vater und Freund für viele Familien. *Berliner Morgenpost*, 23.7.1978.
- 20 Karl Kollwitz an Käthe Kollwitz, Brief vom 14.1.1924, unveröffentlicht (Käthe-Kollwitz-Archiv [der] Akademie der Künste [in] Berlin).
- 21 s. Anmerkung zum 1.7.1918.
- 22 Briefe der Freundschaft, S. 150.
- 23 Käthe Kollwitz an Clara Viebig, Brief vom Oktober 1940, hier zit. nach *Die Welt*, 22.3.1975 (*Welt am Sonntag*).
- 24 Sechzig Jahre Freundschaft, S. 108.
- 25 Briefe der Freundschaft, S. 137.
- 26 Erinnerungen, s. Autobiographischer Anhang, S. 727.
- 27 Briefe der Freundschaft, S. 141.
- 28 Erinnerungen, s. Autobiographischer Anhang, S. 727.
- 29 Briefe der Freundschaft, S. 129.
- 30 Erinnerungen, s. Autobiographischer Anhang, S. 725.
- 31 Ebd., S. 720.
- 32 Grußwort zum 90jährigen Bestehen der Königsberger Freireligiösen Gemeinde zum 19.1.1936 (Käthe-Kollwitz-Archiv [der] Akademie der Künste [in] Berlin).

- 33 Sechzig Jahre Freundschaft, s. Anm. 13. Grundlage dieser Aufzeichnungen sind die Briefe von Käthe Kollwitz an Emma Jeep (Beate Bonus) aus rund vierzig Jahren; neben den Briefen an den Sohn Hans ist dies das größte und wichtigste Konvolut an Kollwitz-Korrespondenz. Leider hat Beate Bonus-Jeep die sehr persönlichen und lebendig geschriebenen Briefe für die Veröffentlichung auseinander geschnitten und, undatiert, willkürlich neu zusammengefügt. Als Quelle ist der Erinnerungsband deshalb nur von begrenztem Wert.
- 34 Hans Kollwitz an Herbert Tucholski, Brief vom 8.7.1949, veröffentlicht in: Kunstkabinett Prenzlauer Berg, 1. Ausstellung, Werke von Käthe Kollwitz, 20. August – 1. Oktober 1949.
- 35 Briefe der Freundschaft, S. 142.
- 36 Käthe Kollwitz an Helene Bloch, Brief vom 16.1.1939, unveröffentlicht (Käthe-Kollwitz-Archiv [der] Akademie der Künste [in] Berlin).
- 37 Käthe Kollwitz, Briefe an den Sohn, S. 225f.
- 38 Werner Doede, Die Berliner Secession. Berlin als Zentrum der deutschen Kunst von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg. Berlin 1977, Anlage E.
- 39 Heinz Lüdecke, Käthe Kollwitz und die Akademie. Zum 100. Geburtstag 1967. Deutsche Akademie der Künste zu Berlin, Berlin (DDR) 1967.
- 40 Sechzig Jahre Freundschaft, S. 260.
- 41 Käthe Kollwitz, Briefe an den Sohn, S. 217f.
- 42 Briefe der Freundschaft, S. 133.
- 43 Sechzig Jahre Freundschaft, S. 35.
- 44 Briefe der Freundschaft, S. 142.
- 45 Ebd., S. 143.
- 46 Ebd., S. 184.
- 47 Ebd., S. 164.

Editionsbericht

Die Originale der Tagebücher von Käthe Kollwitz (18. September 1908–Mai 1943) hat Hans Kollwitz 1967 dem Archiv der Akademie der Künste in Berlin anvertraut. Den zehn schmucklosen, schwarzen, unliniierten Heften im Quartformat lagen zahlreiche Anlagen bei (Notizen, Programme, Dokumente, Zeitungsausschnitte) sowie Briefe von Käthe an Hans Kollwitz und einige andere Korrespondenzen. Zusammen mit der von Hans Kollwitz ebenfalls dem Archiv übergebenen Kollwitz-Literatur, einer großen Anzahl von Ausstellungskatalogen und einer Sammlung von Zeitungsausschnitten bildet dieses Material den Grundstock des von der Akademie der Künste errichteten Käthe-Kollwitz-Archivs.

Nach dem Krieg wurden aus dem Nachlaß von Käthe Kollwitz mehrere Auswahlbände publiziert:

- Käthe Kollwitz. Tagebuchblätter und Briefe. Hrsg. v. H. Kollwitz. Berlin, Gebr. Mann 1948, ²1949
- Käthe Kollwitz. »Ich will wirken in dieser Zeit«. Auswahl aus den Tagebüchern und Briefen, aus Graphik, Zeichnungen und Plastik. Hrsg. v. H. Kollwitz, mit einer Einführung v. F. Ahlers-Hestermann. Berlin, Gebr. Mann 1952, ⁵1981 (auch als Ullstein Buch Nr. 36062, Frankfurt/M. – Berlin–Wien, Ullstein 1981)
- Käthe Kollwitz. Aus Tagebüchern und Briefen. Auswahl von H. Wandrey, mit einem Geleitwort von B. Uhse. Berlin (DDR), Henschel 1952
- Käthe Kollwitz. Aus meinem Leben. München, Paul List 1961 (= List-Bücher Nr. 92)
- Käthe Kollwitz. Bekenntnisse. Ausgewählt und mit einem Nachwort von V. Frank. Leipzig, Reclam 1981 (Lizenzausgabe: Frankfurt/M., Röderberg 1982)
- Käthe Kollwitz. »Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken«. Ein Leben in Selbstzeugnissen. Hrsg. v. H. Kollwitz. Hannover, Fakkelträger 1968 (Lizenzausgabe: Wiesbaden, Fourier, 1979, ⁷1983).

Alle diese Ausgaben bringen, nach unterschiedlichen Prinzipien zusammengestellt und angeordnet, eine *Auswahl* aus den Tagebüchern, erweitert durch Briefe und Dokumente, teilweise auch

durch Zeugnisse und Erinnerungen Dritter; Aussagen mit bekenntnisthaftem Charakter zu Leben und Werk bilden dabei das Gerüst. Die hier vorgelegte Edition bringt den Text der Tagebücher erstmals vollständig und ungekürzt. Zusammen mit den im Anhang abgedruckten autobiographischen Dokumenten ermöglicht sie damit zum ersten Mal einen Gesamtblick auf die autobiographische Hinterlassenschaft von Käthe Kollwitz.

Sämtliche bisherigen Publikationen griffen auf den von Hans Kollwitz in den fünfziger Jahren angefertigten maschinenschriftlichen Auszug zurück. Seine willkürlich anmutenden Auslassungen und Zusammenfügungen, seine Schematisierungen, vor allem was die Zeichensetzung betrifft, sein im ganzen etwas sorgloser Umgang mit der Textvorlage sowie offensichtliche Verlesungen: alle diese Mängel konnten erst mit der vorliegenden Ausgabe behoben werden. Der weiteren Beschäftigung mit Leben und Werk von Käthe Kollwitz steht nunmehr eine verlässliche Edition zur Verfügung.

Die beiden ersten Tagebuchbände haben einen Leder- bzw. Leinwandrücken, die weiteren Hefte sind in schlichtem Wachs-tuch gebunden. Das erste Heft (1908–1913) diente zugleich von hinten nach vorn als Abrechnungsbuch; hier wurden Einnahmen und Ausgaben der Jahre 1901 bis 1916, soweit sie mit der künstlerischen Arbeit in Beziehung standen, aufgelistet. Im zweiten Heft sind die hintersten Blätter herausgeschnitten; in der Regel sind die Hefte jedoch bis zur letzten Seite gefüllt, in einem Fall ist sogar der Innendeckel beschrieben. Der Text läuft entweder ohne Unterbrechung von einem in das andere Heft, oder es wird der neue Anfang besonders hervorgehoben: »Im alten Tagebuch war das Letzte, was ich schrieb, von der Mutter. Ich will das neue mit ihr beginnen«, heißt es etwa am 8. April 1920, oder auch: »Dies Heft beginnt mit der erfreulichen Eintragung, daß Hans heut sein Physicum gemacht hat« (13. Oktober 1917). Gelegentlich sind den Heften Eintragungen auf losen Blättern beigelegt, etwa von Reisen, auf die das Tagebuch nicht mitgenommen worden war. Eingeklebt sind einige wenige Photographien; die wenigen Skizzen im laufenden Text wurden in die Edition übernommen. Die zehn Hefte umfassen insgesamt etwa 1 700 Seiten.

Der Sprachfluß des Originals wurde konsequent beibehalten. Die langen, nicht durch Kommata unterteilten Kollwitzschen Sprachbögen und die ungegliederten Aufzählungen, die dieser

Prosa eine gewisse Atemlosigkeit verleihen, entbehren nicht der inneren Logik. So werden die Mitglieder des Familien- und Freundeskreises klar voneinander abgehoben, etwa: »Karl Hans ich, Lise Georg, Konrad und Anna, Annie Karbe ...«. Lediglich in seltenen Fällen, wo es vom Sinnzusammenhang her erforderlich schien, wurde ein Komma hinzugefügt.

Nachträgliche Korrekturen der Autorin – Streichungen, Hinzufügungen, stilistische Verbesserungen – wurden berücksichtigt; textkritische Anmerkungen mußten im Rahmen einer sogenannten »Leseausgabe« entfallen. Offensichtliche Verschreibungen bei Namen oder eindeutige Irrtümer in der Datierung wurden stillschweigend berichtigt. Hingegen wurden Zitate unverändert übernommen, weil Käthe Kollwitz die zitierten Stellen bisweilen auf sehr charakteristische Weise abgeändert hat; auf Zitatnachweise wurde verzichtet. Abkürzungen, auch abgekürzt verwendete Namen sind ausgeschrieben.

Die Rechtschreibung wurde, unter Wahrung des Lautstands und unter Berücksichtigung sprachlicher Eigenheiten, behutsam den heutigen Regeln angeglichen; damit konnten auch die orthographischen Veränderungen in den sich über 35 Jahre erstreckenden Eintragungen aufgefangen werden. Bei Namen ist durch ein angefügtes s bzw. durch ein Apostroph (Goeschs, Bonus') der Plural gekennzeichnet. Einmal eingeführte Namensschreibungen wurden beibehalten, auch wenn sie später in anderer Schreibung auftauchen (Konrad, Neu-Ruppin). Die direkte Rede ist durchgängig in Anführungszeichen gesetzt, Hervorhebungen im Original sind kursiv, gelegentliche Zusätze der Herausgeberin in eckigen Klammern wiedergegeben.

Die zum Teil unvollständigen Datierungen wurden, soweit sich dies eindeutig aus dem Zusammenhang ergab, stillschweigend durch Monats- und Jahresangaben ergänzt, die Schreibung wurde vereinheitlicht. Das Datum steht jeweils an erster Stelle, auch wenn es sich im Original bisweilen innerhalb der Eintragung findet; Käthe Kollwitz setzt das Datum meist links (oft mit Punkt) und schreibt später auch auf derselben Zeile weiter. Wo ein ganzes Datum nur aus dem Textzusammenhang erschlossen werden konnte, steht es in eckigen Klammern. In Zweifelsfällen, d. h. an den Stellen, an denen offensichtlich eine neue Eintragung beginnt, ohne daß dies kenntlich gemacht worden wäre, ist kein zusätzliches Datum eingefügt.

Bevor Hans Kollwitz 1967 die Tagebücher seiner Mutter der Akademie der Künste in Berlin übergab, hat er einige wenige Stellen des Textes unkenntlich gemacht. Es handelt sich um 4 bis 12 Zeilen umfassende Ausführungen, die sich – wie der Textzusammenhang ergibt – auf damals noch lebende Mitglieder der Familie Stern bezogen. Die Herausgeberin hat sich diesem Votum gefügt und keinen Versuch unternommen, die Schwärzungen rückgängig zu machen (sie sind im Text gekennzeichnet und in den Anmerkungen beschrieben).

Zahlreiche Personen und öffentliche Institutionen haben diese Edition mit Rat und Tat unterstützt. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Einen besonderen Dank schulde ich dem Käthe-Kollwitz-Archiv der Akademie der Künste in Berlin, das die Textvorlagen zur Verfügung stellte, sowie Herrn Volker Frank (Leipzig), der den Anmerkungsteil mit Engagement und Umsicht durchgearbeitet und um viele interessante Zusammenhänge bereichert hat.

Dieser Band erscheint gleichzeitig in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik. Daß eine solche Gemeinschaftsproduktion möglich wurde, ist sicherlich den Bemühungen der beiden Verlage zu danken, dem Siedler Verlag und dem Akademie-Verlag. Daß die Zusammenarbeit zwischen beiden Verlagen gerade der vorliegenden Edition zugute kommt, schafft für die weitere Beschäftigung mit Leben und Werk von Käthe Kollwitz eine neue gemeinsame Grundlage.

Köln, im Oktober 1988

Jutta Bohnke

Die Tagebücher

September 1908 bis Juli 1914

18. September 1908 Heut Versuch gemacht eine neue Arbeit vorzunehmen. Fühl mich ganz leer und hab zu wenig Dingen Lust. Zum Arbeiten für den Simplicissimus wohl, weiß da aber nicht anzufangen. Karl gehts etwas ähnlich. In der Praxis hat er vorläufig so wenig zu tun, daß er viel Zeit übrig hat und einen Kurs belegt hat. Er ist ziemlich viel müde wie ich auch. Die außergewöhnliche Reisestimmung ist wieder ganz verflogen, man ist nüchtern. Und ich bin verstimmt, daß ich noch nichts tue. Ich habe mäßig viel gewirtschaftet in der ersten Woche, aber bei allem solchen Tun langweilt man sich doch gehörig.

Etwas im Homer gelesen. Die wundervollen Adjektive.

Auch die Jungen sind etwas ledern, vor allem Peter. Nichts von Unternehmungslust, in seiner freien Zeit spielt er mit Dora auf dem Platz Diabolo.

Konrad und Anna sind nach dem Riesengebirge gefahren. Julie spricht davon die Pension verfallen zu lassen und mit Billi zusammenzuziehn, was mir nicht klug und aus Stimmung heraus gehandelt scheint.

Gestern war ich bei der Mutter. Lise war mit Kauders in der Stadt. Ich war wieder verstimmt und ein wenig neidisch als ich von Sterns wegging, die Kinder sind so frisch und haben so viel Freuden, das Haus macht einen so lebendig glücklichen Eindruck. Etwas eng, philiströs kommt es mir dagegen bei uns vor. Und zu still und tot, man merkt manchmal kaum mehr, daß Kinder da sind. Peter wird noch früher still werden als Hans es tat, wie auch Hans in den wirklichen Kinderjahren schöner gespielt hat als Peter.

19. September 1908 Ich langweile mich schauderhaft, hab immer noch keine Arbeit.

Die Frau Pankopf war hier. Hatte ein ganz blaues Auge. Ihr Mann hat zu toben angefangen. Wie ich sie nach dem Mann fragte erzählte sie, daß er hat Lehrer werden sollen, wurde dann Schildpattarbeiter und hatte sehr gut bezahlte Arbeit. Er bekam Herzvergrößerung und zu jener Zeit – vor mehreren Jahren – schon die ersten Anfälle von großer Unruhe. Er ließ sich behan-